



Leseprobe aus Pickel, Rattensommer,
ISBN 978-3-407-75687-9 © 2023 Beltz & Gelberg
in der Verlagsgruppe Beltz, Weinheim Basel
[http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/
gesamtprogramm.html?isbn=978-3-407-75687-9](http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?isbn=978-3-407-75687-9)

IM TIEFEN

Jetzt fängt dieser Sommer auch noch an zu stinken.

Als ich über den Schulparkplatz zu meinem Fahrrad gehe, steigt mir der Geruch in die Nase. Ich bleibe stehen und ziehe die Luft ein. Es riecht, als würde darin irgendetwas Unsichtbares vermodern. Es riecht nach Tod.

Ich steige auf mein Rad und fahre los. Fahre trotz der Hitze immer schneller, als könnte ich den Gestank auf diese Weise abschütteln.

Dieser Sommer ist schon ohne diesen Gestank völlig irre. Es ist so heiß, wie es noch nie zuvor war, und trotzdem wird es jeden Tag noch heißer. Die Luft fühlt sich seltsam an, ganz anders als in anderen Sommern. Sie legt sich in einem aufdringlichen klebrigen Film auf unsere Haut, den man auch unter der Dusche nicht wieder loswird. Und dann sind da noch diese Massen an Insekten, viel mehr als sonst. Sie hängen in der Luft wie lebendige schwarze Wolken, man muss ständig aufpassen, dass sie einem nicht in den Mund fliegen.

Auch die Leute benehmen sich seltsam. Frau Urbanow von nebenan hat nach dreiundsechzig Jahren Ehe plötzlich ihren Mann rausgeworfen. Er ist vor ein paar Tagen mit einem Koffer die Straße hinuntergelaufen, und sie stand im Bademantel an der Haustür und sah ihm nach, und dann hat sie seine Kleidung im Vorgarten aufgetürmt und angezündet. Sie hat in die Flammen gesehen, bis die Feuerwehr kam.

Solche Sachen machen die Leute in diesem Sommer.

Und jetzt noch dieser seltsame Gestank.

Als ich endlich an unserem Schwimmbad ankomme, klebt mir mein Shirt schweißnass am Rücken. Ich lasse mein Fahrrad ins Gras fallen und zwänge mich durch das Loch im Zaun, dann laufe ich an dem verlassenen Kiosk vorbei über den vertrockneten Rasen, der früher mal die Liegewiese war.

Sonny sitzt unten im Tiefen und raucht, der Qualm kriecht aus dem Becken wie Rauchzeichen, ich sehe ihn schon von Weitem.

Sie war heute nicht in der Schule. Zeugnisausgabe ist nicht so ihr Ding.

Ich gehe bis zum Beckenrand und sehe auf sie herunter. Sie hat sich bis auf die Unterwäsche ausgezogen, lehnt im Schneidersitz an der Wand und raucht mit geschlossenen Augen. Sie sieht schon ziemlich nach Ferien aus.

Und ich weiß nicht, warum, aber statt zu ihr runterzugehen, bleibe ich einfach stehen, mitten in dieser gnadenlosen Sonne, und sehe sie an, wie sie da unten in dem türkisblauen Kachelmeer sitzt mit ihren neongelben Boxershorts und dem löchrigen schwarzen Feinripp-Unterhemd, die Beine sommerbraun, die Haare sonnengebleicht. Ich sehe sie an, und ich denke, wie lässig sie aussieht.

Und wie schön.

Und ich habe absolut keine Ahnung, warum mir das plötzlich auffällt.

Als sie mich bemerkt und zu mir hochgrinst, schießt mir so ein Gefühl durch den Magen. Als würde ich irgendwo runterfallen.

Das muss dieser Sommer sein.

»Willst du dich da oben grillen lassen?«, fragt Sonny, und ich zucke zusammen und lache ein komisches Lachen, das gar nicht nach mir klingt. Es ist ziemlich sicher das uncoolste Lachen, das die Welt bisher gehört hat.

»Beweg deinen Hintern hier runter, Lou Marinko. Wir haben Ferien.« Sonny zieht zwei Fläschchen Jägermeister aus der Tasche und schwenkt sie hin und her. Und ich lache noch mal, diesmal wie immer.

Mein Handy klingelt – es ist mein Vater. Ich drücke ihn weg, lasse mich an der Leiter runter ins Becken und setze mich neben Sonny in den Schatten. Dann krame ich ihr Zeugnis aus meinem Rucksack und lege es ihr auf den Schoß. »Ich glaube, das gehört dir.«

»Oh, das wäre aber doch nicht nötig gewesen.« Sonny drückt das Zeugnis an sich wie ein großartiges Geschenk. »Sind denn Überraschungen dabei?«

»Religion«, sage ich.

Sonnys Zeugnis ist ziemlich mies, lauter Vieren, eine Fünf in Physik. Sogar in Sport hat sie nur eine Vier, weil sie das Turnen auf dem Schwebebalken als unter ihrer Würde erachtet hat. Nur in Religion hat sie eine Zwei. Ich deute darauf. »Was war denn da los?«

»Gott hat eben schon immer an mich geglaubt«, sagt Sonny und brennt mit der Zigarettenglut ein Loch in das *Gut*.

Sie tut immer, als wären Noten ihr egal, aber eigentlich wäre sie gerne besser in der Schule. Zugeben würde sie das aber nie, nicht einmal mir gegenüber, wieso auch? In der Schule denken sowieso alle, dass sie nichts auf die Reihe kriegt. Weil diese Sache mit ihrer Mutter damals passiert ist und sie jetzt ein *Trauma* hat.

Sonnys Mutter ist tot. Aber nicht, weil sie krank war oder so etwas. Sonnys Mutter wurde getötet.

Und das Schlimmste daran ist, dass der Grund dafür genau genommen einfach nur ein Cheeseburger war. Ein Cheeseburger, auf dem kein Käse war.

Das Ganze ist ziemlich genau fünf Jahre her.

Der, der das getan hat, sitzt im Knast. Seinen Namen würde Sonny niemals in den Mund nehmen und das darf auch sonst in ihrer Gegenwart keiner tun. Er ist der *Lord Voldemort* in Sonnys Geschichte.

Der Name ist Hagen Bender.

Mein Handy klingelt wieder. Ich drücke meinen Vater noch mal weg. Er will bestimmt nur wissen, wie der letzte Schultag war.

Sonny hält ihre Zigarette jetzt an eine Ecke ihres Zeugnisses, bis es Feuer fängt, und lässt es zur Seite fallen. Es segelt ein Stück durch die Luft, dann schweben die verbrannten Reste langsam zu Boden und bleiben auf den Kacheln liegen. »Ruhe in Frieden«, sagt Sonny und bekreuzigt sich.

Sie öffnet die beiden Fläschchen und hält mir eins davon hin, aber ich winke ab. Schnaps ist nicht so mein Ding. Sie zuckt die Achseln und prostet sich selbst zu, dann lehnen wir uns in einer synchronen Bewegung an die Beckenwand.

»Riechst du das eigentlich?«, frage ich. »Diesen Gestank? Was ist das?«

Sonny zieht die Luft ein und zuckt die Achseln. »Im Zweifel meine Zukunft. Oder Ruben Wenger hat extra krass gefurzt.«

Ruben Wenger sitzt in Physik vor uns. Er ist ein Klugscheißer mit Laktoseintoleranz. Ich verziehe das Gesicht und betrachte das Zeugnis. »Du könntest Pastorin werden«, sage ich dann.

»Nee.« Sonny winkt ab. »Dann muss ich sonntags früh aufstehen und hässliche Umhänge tragen. Und Sex haben darf ich dann auch nicht.« Sie sieht mich an. »Stimmt's?«

»Doch, darfst du«, sage ich, und dann ist da schon wieder so ein komischer Moment. Sonny wirft ihre Zigarettenkippe dem Zeugnis hinterher, und dabei streift ihr Arm meinen, eine kurze, schwebende Berührung, kaum der Rede wert, aber ich zuckte zurück, als hätte ich an einen Stromzaun gefasst.

Was zur Hölle.

»Shit«, sage ich, es rutscht mir so raus.

Unauffällig befühle ich meine Haut. Sie kribbelt, so ähnlich wie nach einer leichten Verbrennung, aber gar nicht mal unangenehm. Nur seltsam.

»Was ist los?«, fragt Sonny, und dann huscht ein Grinsen über ihr Gesicht, aber ich weiß nicht, was das für ein Grinsen ist, dabei weiß ich das eigentlich immer. Weil ich ihr Gesicht in- und auswendig kenne. Weil ich Sonny in- und auswendig kenne.

Unsere Eltern haben früher nebeneinander gewohnt, deshalb kennen wir uns schon, seit wir Babys waren. Ich bin mir aber sicher, dass sich unsere Seelen schon getroffen haben, bevor sie sich unsere Körper ausgesucht haben. Manchmal habe ich das Gefühl, dass Sonnys Blut durch meine Venen fließt. Und oft spricht sie aus, was ich gerade denke. Dabei sind wir so unterschiedlich, als wären wir in zwei verschiedenen Galaxien aufgewachsen.

Sonny und ich, das funktioniert ungefähr so:

Sonny: dicke Hose – ich: Kaninchen vor Schlange.

Sonny: Was kostet die Welt? – ich: Wann geht sie unter?

Sonny wirft einen Stein – ich bezahle die kaputte Scheibe.

Auch optisch sind wir zwei Welten – Sonny schwedenblond und groß, ihr Körper sehnig, ihr Rücken gerade, der Blick immer nach vorne. Und daneben ich, kleiner, breiter, dunkler, immer leicht geduckt, man weiß ja nie.

Wir sind immer zusammen. Die anderen in der Schule nennen uns *die Zwillinge*. Aber sie verstehen das nicht. Sonny und ich, wir sind nicht zwei Gleiche. Sonny und ich, wir sind zwei Hälften eines Ganzen.

Wir sitzen eine Weile so da, ohne zu reden. Die Sonne ist gerade hinter der riesigen alten Eiche verschwunden, deren Krone man von hier unten sehen kann.

Vor uns liegt nichts als die träge, schwüle Weite der Sommerferien.

»*Sechs* Wochen, Lou«, sagt Sonny und nimmt meine Hand. Ich nicke langsam.

»*Sechs* Wochen«, sage ich.

Wir freuen uns schon die ganze Zeit darauf, einfach den ganzen Tag hier im Bad rumzuhängen. Das verlassene alte Schwimmbad mit den wasserlosen Becken ist unser Platz. Wir sind ständig hier. Hierhin verirrt sich nie einer. Alle anderen gehen lieber ins *Aquarama*, das sie vor ein paar Jahren am anderen Ende unseres Kaffs gebaut haben, als unser Bad geschlossen wurde. Das neue ist so ein riesiges Ding, in dem angeblich alles *mega* ist – Mega-Rutschen, Mega-Wellen, Mega-Fun. Mega-öde.

Unser Bad ist schön altmodisch. Ein großes Becken, ein Babybecken, ein Sprungturm, fertig. Und es ist alles noch da: die Liegewiese, der alte Kiosk, das Kassenhäuschen, die Duschen, sogar der Bademeisterstuhl. Es ist alles wie früher, nur sind da keine Leute mehr, die vom Dreier springen oder auf der Wiese liegen und sich sonnen und Pommes essen. Es ist, als wäre hier

die Zeit stehen geblieben, und über allem liegt so eine schöne, leise Melancholie. Wenn man genau hinhört, nimmt man noch das Kinderschreien wahr, das hier früher in der Luft hing, und das Platschen der Arschbomben unterm Sprungturm. Alles hier ist Vergangenheit – was passieren könnte, ist schon passiert. Ich mag es, wenn ich nicht darüber nachdenken muss, was passieren könnte. Deshalb bin ich so gerne hier.

Sonny und ich haben uns geschworen, dass wir niemals jemand anderen mit hierherbringen. Das Bad ist *unser* Platz.

Das Beste hier ist aber, dass kein Wasser in den Becken ist. Ich kann nämlich nicht schwimmen.

Also, ich *könnte* es vielleicht. Ich weiß, was meine Arme und Beine tun müssten. Als ich klein war, war ich mal im See. Da hat mein Vater es mir gezeigt. Aber sobald ich heute einen Fuß ins Wasser setze, kriege ich Panik.

Ich habe diese Träume, in denen ich auf einen Grund sinke. In einem Dunkelgrün, in das kein Licht scheint. Ich öffne den Mund, um zu schreien, aber es kommt kein Ton heraus. Ich komme nie unten an, aber ich bin sicher, dass mich dort unten etwas Grauenhaftes erwartet.

Zum Glück weiß davon keiner, bis auf Sonny. Und wenn Schwimmen im Schulsport auf dem Plan steht, habe ich Norovirus oder meine Tage.

Für Sonny ist schwimmen wie atmen. Sie kann nicht ohne. Wenn wir nicht hier im Bad sind, schwimmt sie im See. Ich glaube, sie würde am liebsten im Wasser *leben*.

Sie will unbedingt, dass ich es versuche. Jetzt fängt sie schon wieder damit an.

»Wann schwimmen wir eigentlich, Lou?«, fragt sie mich, und ich sage, was ich immer sage: »Niemals, Sonny.«

Schon darüber zu reden, reicht, dass mir schlecht wird.

Sonny steht auf, zieht sich im Nichtschwimmer am Beckenrand hoch und ist mit drei Schritten auf dem Sprungbrett. Sie geht bis ganz vorne an den Rand und beginnt zu wippen. Mit jedem Wippen heben ihre Füße ein bisschen mehr vom Brett ab.

»Du weißt, dass hier kein Wasser drin ist«, sage ich.

»Apropos Wasser.«

»Vergiss es!«

»Vielleicht würde es deinen Horizont erweitern, Lou.«

»Mit meinem Horizont ist alles in Ordnung.«

Mir ist schon klar, dass es ziemlich seltsam ist, bei der Hitze hier unten zu sitzen statt im See zu schwimmen, der außerdem praktisch gleich nebenan ist. Aber schwimmen ist einfach keine Option.

Sonny hört auf zu wippen. »Weißt du, Lou, vielleicht ist das hier ja der Sommer, in dem mal was passiert. In dem mal irgendwas ... *anders* wird.«

»Ich finde, die Dinge sind gut so, wie sie sind«, sage ich.

Das ist auch so ein Unterschied zwischen Sonny und mir. Ich erwarte hinter der nächsten Ecke immer eine Katastrophe – und Sonny ein Abenteuer.

Sie fängt wieder zu wippen an. »Weißt du was, Lou? Ich glaube, ich gehe nach den Ferien gar nicht zurück in die Schule.«

»Was?«

Ihre Haare federn vor dem tiefblauen Himmel auf und ab. Mit jedem Sprung steigt sie höher in die Luft. Ich habe das Gefühl, sie wird gleich für immer im Dunkelblau des Nachmittagshimmels verschwinden.

Schule ohne Sonny. Das kann ich gar nicht *denken*.

»Und was willst du stattdessen machen?«, frage ich.

»Keine Ahnung«, sagt sie. »Mir 'ne Bibel kaufen und in der Fußgängerzone den Weltuntergang ankündigen, vielleicht.«

Sie setzt sich auf den Beckenrand, lässt sich fallen und landet locker auf den Füßen, als wären das nicht fast drei Meter Höhe. Sonny würde auch bei fünfzig Metern auf den Füßen landen. Sie ist eine Katze mit neunundneunzig Leben.

Sie nimmt meine Hand und zieht mich hoch, dann legt sie mir die Hände auf die Schultern und kommt mit ihrem Gesicht ganz nah an meins. Ihre Nase berührt fast meine.

»Weißt du, vielleicht sollten *wir* nach diesen sechs Wochen anders sein als vorher.«

Ich schlucke, weil mein Hals plötzlich viel zu eng ist.

»Und vielleicht ist das hier ja der Sommer, in dem du schwimmst, Lou Marinko.«

Mein Mund ist plötzlich viel zu trocken. Ich betrachte die kleine Narbe, die an ihrem Mundwinkel beginnt und in einem sanften Bogen über ihre linke Wange läuft, die Narbe, die ich schon tausend Mal gesehen habe. Plötzlich möchte ich unbedingt mit dem Finger darüberstreichen. Ich muss mich richtig anstrengen, um es nicht zu tun, und auf einmal kann ich nicht mehr richtig atmen, so als hätte irgendwas nicht mehr genug Platz in meinem Körper.

Ich sehe Sonny in die Augen. An ihrer Farbe kann ich immer ihre Stimmung ablesen – je dunkler sie sind, desto wütender ist sie oder angriffslustiger. Jetzt sind sie ziemlich dunkelgrün. Sie will, dass was passiert. Und sie hört gar nicht auf, mich anzusehen. Und wieder huscht so ein Grinsen durch ihr Gesicht.

Und ich denke, dass vielleicht längst etwas anders *ist*.

Und dann ist über uns plötzlich ein Schatten und wir legen beide die Köpfe zurück und sehen in den Himmel. Da oben

fliegt ein Rotmilan, ein ziemlich großer. In aller Seelenruhe kreist er über dem Becken, als würde er sich ansehen, was wir hier unten so treiben, dann schwebt er lautlos davon, bis er nur noch ein winziger Punkt im unendlichen Blau ist.

Als er nicht mehr zu sehen ist, klingelt mein Handy wieder. Diesmal gehe ich ran.

Die Stimme meines Vaters ist so klar und nah, dass ich das Gefühl habe, er steht genau neben mir.

»Ist Sonny bei dir?«, fragt er, und als ich »Ja« sage, schweigt er einen Moment und atmet schwer, so als müsste er seine Worte mit vollem Körpereinsatz erst mühsam in die richtige Reihenfolge bringen. Und dann hat er ihn zusammengesetzt, den Satz, von dem ich wünschte, er würde ihn sofort wieder zurücknehmen.

»Er ist wieder draußen, Lou.«

SALAMITAKTIK

»Mit extra viel Käse«, sagt meine Mutter und wuchtet ein riesiges Stück Pizza auf meinen Teller, so groß, dass er darunter beinahe komplett verschwindet.

Sie weiß es also schon. Der Pizzageruch soll von den schlechten Nachrichten ablenken.

Wenn traurige Dinge passieren oder Dinge, die irgendwie wehtun könnten, kocht meine Mutter dagegen an, mit allem, was ihre Küche zu bieten hat. Als könnte sie die Dinge mit Essen unschädlich machen. Als wäre es ein Gegengift gegen Unglück und schlechte Gefühle.

Nachdem das damals mit Sonnys Mutter passiert ist, hat sie nur noch gekocht. Damals waren wir ja noch Nachbarn. Meine Mutter hat so viel Essen für Sonny und ihren Vater gemacht, dass ihr ganzes Haus damit voll war. Inmitten der ganzen Trauer standen überall Schüsseln und Töpfe mit Essen rum, aber meine Mutter hat immer neue Töpfe hingebracht, obwohl Sonny und ihr Vater kaum etwas gegessen haben. Als hätte sie mit Lasagne und Kartoffelsuppe dem Entsetzen das Maul stopfen können, das da in den Räumen hing. Der größte Teil des Essens ist dann nach und nach verschimmelt. Es hat ganz merkwürdig gerochen im Haus. Ich dachte, das wäre der Tod, der da so stinkt. Was nicht sein konnte, denn Sonnys Mutter war ja nicht zu Hause gestorben, sondern bei McDonald's. Jedenfalls beinahe. Eigentlich ist sie im Krankenwagen gestorben.

Ich bin froh, dass sie nicht wirklich bei McDonald's gestorben ist. Man sollte am besten gar nicht sterben, wenn man Sonnys Mutter ist und nicht mal vierzig, aber man sollte auf keinen Fall bei McDonald's sterben, wo es nach Frittierfett riecht und wo sich schlecht gelaunte Menschen Essen aus Plastikverpackungen reinstopfen. Und wo dann jeder, der an einen denkt, immer auch an Pommes und Chicken McNuggets denkt und gar nicht weiß, ob er traurig oder hungrig ist.

Meine Mutter schneidet sich ein großes Stück von ihrer Pizza ab. »Esst!«, sagt sie. Wenn wir essen, können wir nicht über Sonnys tote Mutter reden. Und nicht darüber, dass wir bei Sonnys Mutter immer auch an meine Schwester denken.

»Was hat Sonny denn gesagt?«, fragt mein Vater und betrachtet sein Pizzastück, als hätte er vergessen, wozu es gedacht ist.

Ich schiebe mir ein Stück Rand in den Mund, damit ich die Antwort hinauszögern kann.

»Was hat Sonny wozu gesagt?«, fragt meine Mutter.

Mein Vater und ich sehen sie an.

»Na, zu ...«, sagt mein Vater und verstummt.

»Zu Hagen Bender.« Ich spucke den Namen zusammen mit ein paar Pizzakrümel quer über den Tisch. Ich habe das Gefühl, ich muss ihn einmal laut aussprechen, damit meine Mutter ihn nicht ignorieren kann. Er brennt in meinem Mund wie Chili. Ich muss husten.

»Ich habe es dir doch erzählt: Er ist raus«, sagt mein Vater.

»Jaja, ich weiß«, sagt meine Mutter. »Aber ich habe noch mal nachgedacht: Das kann ja gar nicht sein, dass er schon wieder draußen ist. Der sollte doch viel länger ...«

»Viereinhalb Jahre eigentlich«, nickt mein Vater. »Wegen der Vorstrafen.«

»Aber es sind doch erst ...«

»Drei.«

»Eben!« Meine Mutter lächelt.

Mein Vater öffnet den Mund und macht ihn wieder zu. »Viel leicht hat er sich gut benommen im Gefängnis«, sagt er dann, und ich finde die Vorstellung komisch, dass man erst jemanden umbringt und dann im Knast immer schön ordentlich die Spülmaschine ausräumt.

»Woher weißt du es?«, frage ich.

»Von Vadim.«

Mein Vater ist Sozialarbeiter und Vadim ist sein Kollege. Er arbeitet mit Strafgefangenen und hat so seine Kontakte. Außerdem ist er eine Tratschtante.

»Man muss sich das mal vorstellen«, sagt mein Vater. »Drei Jahre für ein ganzes Leben.«

»Tja«, sagt meine Mutter abwesend, »schrecklich.«

Sie legt sich ein weiteres Stück Pizza auf den Teller. Der Blick meines Vaters huscht darüber. »Du weißt, was Frau Doktor Himmel gesagt hat.« Seine Stimme klingt, als wäre er wütend und als sollte es keiner merken.

Frau Himmel ist die Hausärztin meiner Mutter. Sie hat ihr prophezeit, dass es nicht mehr lange dauern wird, bis ihr Herz seinen Geist aufgibt, sollte sie nicht bald abnehmen. »Das wird ein richtig hübscher Infarkt, meine Liebe«, hat mein Vater sie zitiert. »Da stehen Sie im Supermarkt an der Kasse und denken an nichts Böses, und *bämm*, fallen Sie um, Intensivstation.«

Frau Himmel mag es drastisch. Meine Mutter beeindruckt sie damit nicht, meinen Vater umso mehr. Er läuft in letzter Zeit hinter ihr her wie ein manischer Personal Trainer. »Du musst dich bewegen!«, sagt er immer. »Geh doch mal spazieren! Fahr

Fahrrad! Mach wenigstens ein paar Kniebeugen!« Meine Mutter ignoriert ihn, das ist ihre Art von Sport.

Auf den Fotos, auf denen ich ein Baby bin, ist meine Mutter noch ganz schlank. Aber dann hat sie angefangen zuzunehmen. Wenn man die Bilder der Jahre aneinanderlegt, kann man sehen, wie sie immer mehr und mehr wird, von Jahr zu Jahr, wie in einem Daumenkino. Ich glaube, sie hat mit jedem Jahr, das ich älter geworden bin, ungefähr zwei Kilo zugelegt.

»Vielleicht mag sie sich einfach so«, sagt Sonny manchmal, aber ich glaube nicht, dass das stimmt. Sie bewegt sich immer, als steckte sie in einem unbequemen Anzug, den sie übergezogen hat, weil sie ihn braucht. Wie einen Airbag, der sie vor emotionalen Zusammenstößen schützt. Mich stört nicht, dass sie dick ist, auch wenn ich nicht richtig an sie rankomme, wenn ich sie umarme. Aber wenn sie isst, verschwindet sie manchmal in ihrer eigenen Welt. Und dann vermisste ich sie.

Mein Vater ist dünn wie ein Bleistift. Er isst nur, um zu überleben. Wenn ich ihn umarme, ist es genau umgekehrt: Das geht bis auf die Knochen.

Meistens ignoriert meine Mutter alles, was nach Streit aussieht. Wenn mein Vater sie kritisiert, lächelt sie es weg. Oder kocht es beiseite. Aber in letzter Zeit streiten sie sich häufiger über das Gewicht meiner Mutter. Und meistens weint mein Vater dann. Was nichts Besonderes ist – mein Vater ist die größte Heulsuse des Universums. Er weint eigentlich immer, wenn sich eine Gelegenheit bietet, und er hat ungefähr fünfundzwanzig verschiedene Arten zu weinen, je nachdem, ob er ergriffen oder einfach nur traurig ist. Auf den ersten Blick scheint das ganz liebenswert und das ist er auch. Aber eigentlich stiehlt er anderen die Show mit seiner Flennerei. Wenn da immer ei-

ner schon Rotz und Wasser heult, weiß man ja selbst gar nicht mehr, ob einem nach Weinen ist. Und man kann nie sauer auf ihn sein.

Manchmal habe ich das Gefühl, mein Vater heult so viel, weil meine Mutter es nicht tut. Als könnte er das ganze Fühlen einfach für sie miterledigen. Und manchmal glaube ich, dass er sich damit ziemlich alleine vorkommt. Und dass es bei all dem eigentlich sowieso nicht um das Essen und das Dicksein geht, sondern eigentlich um meine Schwester. Und darum, dass sie tot ist und sie nie darüber reden. Nie *wirklich* darüber reden. Das ist jedenfalls das, was mein Vater immer sagt, wenn sie sich streiten und denken, dass ich sie nicht höre.

Meine Schwester ist eigentlich nicht richtig tot. Sie hat gar nicht wirklich gelebt, jedenfalls nicht auf dieser Welt. Sie ist das, was man ein *Sternenkind* nennt – sie war schon tot, als sie auf die Welt gekommen ist. Es ist einfach passiert und keiner weiß, warum. Niemand hatte ein Syndrom zur Hand, mit dessen kompliziertem Namen er das Ganze bezeichnen und dadurch ein bisschen weniger schlimm machen konnte.

Ganz genau ein Jahr danach kam ich zur Welt. Meine Eltern haben sich ziemlich beeilt mit mir, als wollten sie ganz schnell einen Fehler korrigieren. Und sie haben es irgendwie hingekriegt, dass wir denselben Geburtstag haben – den sechsten Juli.

Manchmal beneide ich meine Schwester. Denn wenn man nie richtig gelebt hat, sondern nur beinahe, denken alle, dass alles, was man getan hätte, *wenn* man gelebt hätte, unheimlich großartig und besonders gewesen wäre.

Meine Mutter jedenfalls denkt das. Und sie hat auch eine ganz genaue Idee, worin meine Schwester so großartig und besonders gewesen wäre. Und sie hätte gerne, dass ich genauso

werde wie diese Idee. Auch wenn sie das nie so sagen würde. Aber ich weiß es, zum Beispiel jetzt: »Hast du eigentlich noch mal über das Camp nachgedacht, Schatz?«, fragt sie mich.

»Worüber?«, frage ich, obwohl ich genau weiß, worüber. Aber auch ich kann so tun, als wäre nichts.

»Über das Tennis-Camp. Es sind nur noch ein paar Plätze frei. Ich habe dir die Broschüre hingelegt.«

Seit Wochen versucht sie mich zu überreden, die letzten zwei Ferienwochen in irgendeinem Kaff am Meer mit einer Horde anderer Jugendlicher Tennis zu lernen. Es ist nicht so, dass mich Tennis irgendwie interessieren würde. Oder dass ich besonders sportlich wäre oder mir Weiß so gut stehen würde. Aber meine Mutter hat da diese Vorstellung, wie ich athletisch über roten Sand renne und mit meiner Wahnsinnsvorwand die Bälle über den Platz dresche. Es ist eins dieser Dinge, von denen sie denkt, dass ich sie tun sollte. Genau wie sie denkt, dass ich meine Haare länger tragen sollte.

Es gibt viele von diesen »Es würde dir sicher gefallen«-Dingen. Sie meint damit immer: »Deiner Schwester hätte es gefallen.«

»Und?«, fragt mein Vater, »was sagt Sonny denn dazu?«

Ich stehe auf und nehme eine Flasche Wasser aus dem Kühlschrank – im Stehen lügt es sich besser. »Nicht viel«, sage ich. Eigentlich ist es nicht mal gelogen. Sonny hat ja tatsächlich nichts dazu gesagt, dass Hagen Bender draußen ist. Weil ich es ihr nicht erzählt habe. Ich habe es versucht, den ganzen Rückweg vom Bad nach Hause habe ich es versucht, bis zu der Kreuzung, an der Sonny und ich uns immer trennen, aber irgendwie kam der Satz »Übrigens, der Mörder deiner Mutter läuft jetzt wieder frei rum« mir nicht über die Lippen.

»Wahrscheinlich fehlen ihr einfach die Worte«, sagt mein Vater, obwohl er weiß, dass Sonny nie die Worte fehlen.

Ich setze mich wieder hin.

»Na ja«, sagt meine Mutter, »jetzt sind ja erst mal Ferien.« Sie tätschelt meine Hand. »Denk noch mal über das Camp nach, ja?«

Ich betrachte die fünf großen Salamischeiben auf meinem Pizzastück, die angeordnet sind wie fleischige Olympiaringe und fettig aus dem gelben Käsebett glänzen. Ich ekle mich vor den kleinen Fettstückchen darin. Eigentlich esse ich kein Fleisch mehr, aber meine Mutter vergisst das immer.

»Jetzt lass sie doch mal in Ruhe mit diesem Camp, Ute«, sagt mein Vater.

Meine Mutter seufzt. »Tennis ist einfach so ein schöner Sport.«

»Vielleicht solltest du ihn dann mal ausprobieren«, sagt mein Vater leise, und meine Mutter überhört ihn mit einem Lächeln auf den Lippen.

Mein Vater dreht sein Pizzastück um hundertachtzig Grad, als würde ihm das neue Perspektiven eröffnen. »Vadim sagt, dass er wohl wieder in sein altes Haus zieht.«

»Wer?«, fragt meine Mutter. Mein Vater wirft ihr einen Blick zu. Er kann mit den Augen rollen, ohne mit den Augen zu rollen.

»Er kommt hierher zurück?« Daran hatte ich noch gar nicht gedacht. In meiner Vorstellung sitzt Hagen Bender mit Hut, Sonnenbrille und falschem Bart in einem Flugzeug nach Havanna. Dass er einfach so zurück in unseren Ort spaziert, hätte ich nicht gedacht.

Mein Vater nickt. »Behauptet Vadim zumindest.«

»Das wird ja ganz kalt«, sagt meine Mutter.

»Was Marek wohl dazu sagt«, sagt mein Vater. Marek ist Sonnys Vater. Früher war er mit ihm befreundet. Bevor das alles passiert ist. Danach hat er sich ziemlich verändert. Na ja, verändert. Eigentlich ist er einfach ein bisschen verrückt geworden. »Als wäre er auf den Mars gezogen«, sagt mein Vater manchmal. »Es ist einfach zu weit, um dort hinzukommen.«

Jetzt seufzt er. »Sonny wird es Marek doch erzählen, oder, Lou?« Seine Stimme vibriert schon wieder verdächtig.

Ich zucke die Achseln und sehe der Salami tief in die Fettaugen. »Wahrscheinlich.«

Und dann schweigen wir und essen und denken so laut an Sonnys tote Mutter und meine sozusagen tote Schwester, dass es mir in den Ohren dröhnt.

Eigentlich sollte meine Schwester Louise heißen und nicht ich. Aber weil sie ein Sternenkind ist, wurde sie dann Stella genannt – der Stern. Und als ich auf den Tag genau ein Jahr später kam, da haben meine Eltern mir ihren Namen gegeben.

Sonny findet, dass es total unheimlich ist, mit einem Namen herumzulaufen, der eigentlich für die eigene Schwester bestimmt war. Deswegen nennt sie mich nie Louise. Ich bin Lou. Das ist die Hälfte von Louise. Eine Schwester von zweien.

Irgendwann damals hat Marek meine Mutter gebeten, nicht mehr für ihn und Sonny zu kochen. Und von da an hat sie immer weniger über Sonnys Mutter gesprochen, was ich komisch fand, weil sie sie doch so lange gekannt hatte. Sie hat sie wahn-sinnig gemocht. Jeder hat sie gemocht. Man konnte gar nicht anders.

Wenn Sonny heute bei uns ist, fragt meine Mutter sie nur immer, wie es Marek geht, und Sonny lügt ihr immer ins Gesicht: »Gut!«, und dabei belässt meine Mutter das Ganze.

Eine schöne Lüge ist ihr eben immer lieber als die hässliche Wahrheit.

Wahrscheinlich reden wir deshalb auch nie richtig über meine Schwester. Weil sie auf gewisse Weise auch eine hässliche Wahrheit ist.

Wenn ich meine Mutter nach ihr frage, danach, wie das damals war, sagt sie immer: »Da gibt es nichts zu erzählen, Schätzchen. Das ist so lange her. Und dann haben wir ja dich bekommen.« Und dann lächelt sie, und auch das Lächeln ist eine schöne Lüge, eine riesengroße, und dann sagt sie jedes Mal wieder, jedes einzelne Mal: »Und da habe ich zu der Krankenschwester gesagt: Die Kleine hier, die ist unser Wunder.«

Und wenn sie das sagt, ist da immer etwas in ihrem Blick, das macht, dass ich mich überhaupt nicht fühle wie ein Wunder.

Eigentlich fühle ich mich unter ihrem Blick immer nur wie eine weitere hässliche Wahrheit.

Ich frage mich, was es Sonny nützen würde, wenn sie wüsste, dass Hagen Bender wieder draußen ist. Wir haben ewig nicht über das Ganze gesprochen. Ich will nicht, dass sie in diesen Ferien wieder damit anfängt, darüber nachzudenken. Ich will, dass diese Ferien nur uns gehören. Dass dieser Sommer uns gehört. Ich weiß nicht, was sie macht, wenn sie erfährt, dass Hagen Bender wieder draußen ist. Ihn häuten und zum Frühstück verspeisen, wahrscheinlich.

Ich muss es ihr trotzdem sagen.

Die ganze hässliche Wahrheit.

NICHTSCHWIMMEN

Wir sind schon seit zwanzig Minuten unterwegs und ich habe es Sonny immer noch nicht gesagt.

Er ist wieder draußen.

Das habe ich ihr noch nicht gesagt.

Der Satz hängt in meinen Kopf fest wie der Refrain eines ziemlich miesen Songs.

Er ist draußen.

Er ist draußen.

Dra-au-ßen.

Ich muss es ihr sagen.

Genauso gut könnte ich allerdings mit einem Messer in eine eitrigte Wunde stechen, die gerade wieder so einigermassen zugewachsen ist.

Es ist noch früh, und der Geruch von gestern ist zwar weniger geworden, aber die Luft ist jetzt schon so dick, dass mir ein bisschen schwindelig davon wird. Die Straßen sind ausgestorben, weil alle nach Italien gefahren sind oder nach Griechenland, als wäre es hier nicht heiß genug. Wir fahren schweigend durch die stille Hitze, nur begleitet vom leisen Surren unserer Fahrradketten. Immer wieder muss ich die Augen schließen, weil wir durch riesige Schwärme von winzigen Mücken fahren. Sonny scheint es gar nicht zu bemerken. Sie ist jetzt komplett im Ferienmodus und tiefenentspannt.

Ab und zu nimmt sie beim Fahren meine Hand, lässt ihren

Lenker los und schließt die Augen. Das macht sie oft. Sie steht drauf, so was zu machen. Einfach loszulassen und darauf zu vertrauen, dass ich schon auf sie aufpasse.

Ich habe eigentlich gedacht, dass das gestern nur so Momente waren. Wegen der Hitze. Dass das nichts zu bedeuten hatte. Aber jetzt fallen mir plötzlich diese ganzen Sachen auf, die mir sonst nie auffallen. Wie die Adern auf Sonnys Unterarmen durch die Hitze hervortreten, zum Beispiel. Oder wie sich die Muskeln an ihren Oberschenkeln anspannen und wieder lockern. Oder dass ihre Haut wahnsinnig gut nach Sonnencreme riecht, einer anderen als sonst.

Wir fahren zum See, Sonny wird schwimmen, ich werde Angst davor haben, und danach haben wir Schicht bei Blix im Café.

»Ich habe überlegt, dass ich eigentlich auch ganz nach Schweden ziehen könnte«, sagt Sonny in einer Kurve und lässt meine Hand los, um zu lenken. »Da ich doch eh nicht mehr zur Schule gehe.«

Sonnys Mutter kam aus Schweden. Sonny war noch nie dort. Aber wir wollen bald mal hin. Wenn es ihrem Vater besser geht und sie ihn allein lassen kann.

»Und du könntest nachkommen, wenn du dein Abi hast«, sagt Sonny und nimmt schon wieder meine Hand und hält sie irgendwie fester als sonst, und mir wird noch heißer, als mir sowieso schon ist. »Und dann könnten wir jeden Tag in einem anderen See schwimmen.«

»Ich kann's kaum erwarten«, sage ich und schneide eine Grimasse. Und für einen Moment habe ich Angst, dass sie das wirklich macht. Nach Schweden ziehen.

Er ist wieder draußen.

Ich lasse ihre Hand los und sage mir den Satz im Kopf immer wieder vor, auch weil er mich ablenkt von Sonnys Haut und ihrem Grinsen, in dem heute irgendwas mitschwingt, so ein Ausdruck, der mich nervös macht. Bei dem ich nicht weiß, ob ich zurückgrinsen oder mich übergeben will.

Ich bin froh, als wir endlich in den Waldweg einbiegen und im Schatten der Bäume weiterfahren, hier ist es dunkler und nicht ganz so heiß. Das letzte Stück lassen wir uns rollen.

Und dann ist da der See, eine weite schimmernde Fläche, silbrig glänzend und spiegelglatt. Er liegt einfach da und findet sich ziemlich lässig. Er weiß genau, dass ich Angst vor ihm habe, und er lässt es mich spüren. Das ist so ein Ding zwischen uns. Wir belauern uns und keiner gibt sich die Blöße.

Wir lassen unsere Räder ins Gras fallen und setzen uns auf den Steg. Ab und zu zwitschert irgendwo irgendwas, und in der Ferne hämmert der Specht unentschlossen an einem Baum herum, als wäre auch ihm viel zu heiß. Es geht kein Wind, kein bisschen. Es ist ein ziemlich guter erster Ferientag, eigentlich, und wir machen erst mal Ferieneröffnungspicknick. Es besteht aus Eistee und kalter Pizza, einer Tüte Weingummi und einer Zigarette für Sonny. Und wir sitzen einfach nur da und spielen *Pest oder Cholera*.

»Was würdest du eher machen?«, fragt Sonny. »Die Nase an Ruben Wengers Hintern halten und ganz tief einatmen? Oder in einen Bottich voller Zecken steigen und erst wieder rauskommen, wenn sie sich alle in dir festgebissen haben?«

»Die Zecken«, sage ich, »klare Sache.«

»Okay«, sagt Sonny. Sie legt ihren Kopf auf meinen Schoß und überlegt. »Und wenn Ruben Wenger vorher in den Bottich gefurzt hätte?«